Moral und Sitte zu ihrem Recht bestanden und die Liebe zu ihrem Gatten und den Kindern, die besonders die römischen Schriftsteller an der späteren germanischen Frau rühmen, sie schon damals auszeichneten.

Zum Schluß noch einige Worte über die Kleidung und die Schmucksachen. Die Kleidung bestand in einem leinenen Untergewand und einem wollenen Obergewand, das durch Knochennadeln, Dornen und zugespitzte Holzstücke über den Hüften wahrscheinlich durch einen Gürtel aus Bast oder Leder zusammengehalten wurde. Einsteckkämme aus Buxbaumholz sowie Nadeln aus Holz oder Bein wurden zum Befestigen der hochfrisierten Haare benutzt.

Als Schmuck dienten durchbohrte Zähne vom Pferd, Wolf, Bär und Hund, die entweder einzeln als Ohrgehänge oder auch zu einer Kette nebeneinandergereiht um den Hals getragen wurden. Perlen aus Knochen oder Ton, zu kleinen Ringen zusammengeschnittene Muschelstückchen von perlmutterähnlichem Glanz, ferner Tonstückchen, die durch rinnenartige, bald parallel laufende, bald sich kreuzende Furchen reich ornamentiert erschienen, sowie in einzelnen Gegenden der Bernstein vervollständigten das Schmuckinventar.

Gesundheitspflege.

* **Typhuskeime im Gemüse.** Die Verbreitung des Typhus ist durch die Fürsorge um die Verbesserung des Trinkwassers in erfreulichem Grade eingeschränkt worden, aber diese Krankheit kann noch weitaus nicht als überwunden gelten, und es gibt sicher auch außer dem Trinkwasser noch manches Mittel zur Uebertragung ihrer Keime auf den Menschen. Immer wieder ist dabei die Aufmerksamkeit auf diejenigen Pflanzenstoffe gerichtet worden, die am meisten roh gegessen werden, namentlich auf Obst und Gemüse. Von diesen beiden Pflanzengruppen kommen in dieser Richtung freilich nur einige in Betracht, einerseits namentlich die in der Nähe des Erdbodens wachsenden Früchte, andererseits die Salate. Der Typhuskeim wird nämlich nicht durch die Luft verbreitet, sondern durch Verunreinigung des Bodens. Am bedenklichsten werden solche Pflanzen sein, die eine regelmäßige Düngung erfahren oder vorzugsweise in Mistbeeten gezogen werden. Werden sie dann später außerdem roh gegessen, so muß an ihre Reinigung in der Küche eine besonders scharfe Forderung gestellt werden. Der Typhus ist überhaupt, seitdem die Trinkwasserversorgung in den Städten fast überall auf einen tadellosen Zustand gebracht worden ist, eine mehr ländliche Krankheit geworden. Es liegen Beweise dafür vor, daß er in Gemüsegärtnereien, wo allerhand Naturdünger gebraucht wird, häufiger auftritt als anderswo. Durch neue Untersuchungen ist festgestellt worden, daß der Typhusbazillus, der im Wasser höchstens 30 Tage lebensfähig bleibt, sich im Boden durchschnittlich 50 Tage erhält. In einem Falle ist er sogar noch 84 Tage nach erfolgter Düngung lebend ermittelt worden. Künstliche Versuche über die Lebensfähigkeit des Typhusbazillus hat jetzt Dr. Creel im hygienischen Laboratorium in Washington ausgeführt. Der Dünger wurde zu diesem Zwecke künstlich infiziert und der damit verunreinigte Boden teils im geschlossenen Raum aufbewahrt, teils im Freien dem Regen und Sonnenschein ausgesetzt. Es stellte sich heraus, daß die in diesem Boden aufgewachsenen Pflanzen noch bis zu 31 Tagen nach der Düngung Typhusbazillen aufwiesen, und ein daher entnommenes Lattichblatt ergab noch 13 Kulturen der Bazillen.

* **Woran stirbt ein Zuckerkranker?** Die Zuckerkrankheit ist vielleicht neben dem Krebs das am meisten gefürchtete und auch am meisten verbreitete Leiden der Menschheit. In der Häufigkeit wird sie allerdings auch wohl von der Tuberkulose übertroffen, die dafür aber weit besser bekannt ist und daher wirksamer bekämpft werden kann. Trotz der größten Bemühungen sind die Erfolge in der Aufklärung und Behandlung der Zuckerkrankheit vergleichsweise noch immer gering. Dazu kommt, daß gerade diese Krankheit wie keine andere den gesamten Organismus schwächt und für andere Leiden anfällig macht. Man könnte daher sagen, daß die meisten Zuckerkranken nicht eigentlich an Zuckerkrankheit sterben. Bekanntlich ist die Diabetes um so gefährlicher, je jünger der von ihr heimgesuchte Mensch ist. Wer gar schon im zweiten Jahrzehnt seines Lebens zuckerkrank wird, ist fast unrettbar einem frühen Tode verfallen, da selbst bei scheinbarer Wiederherstellung irgendeine Krankheit, wie Influenza, Masern und dergl. einen tödlichen Ausgang zu nehmen pflegt. Aber der Mangel an Widerstandsfähigkeit bei Zuckerkranken zieht noch viel weitere Kreise. Die Lungenschwindsucht nimmt bei ihnen einen unerhört schnellen und verhängnisvollen Verlauf. Andere Lungenkrankheiten sind oft mit Komplikationen verbunden, und dazu kommt die Neigung der Zuckerkranken zu Furunkeln und anderen Geschwüren, die bei ihnen viel bedenklicher sind als sonst, weil die Wunden nicht heilen, sondern in einen brandigen Zustand übergehen. Nicht immer weiß man die eigentliche Ursache dieser Verminderung der Widerstandsfähigkeit anzugeben. Die Annahme, daß der gesteigerte Zuckergehalt des Blutes das Wachstum krankheitserregender Bakterien befördert, oder die Verteidigungskraft des Blutes gegen solche Eindringlinge abschwächt, hat sich bisher nicht einwandfrei nachweisen lassen. Handmann hat erst vor kurzem im deutschen Archiv für klinische Medizin Experimente beschrieben, aus deren Verlauf hervorgeht, daß ein höherer Zuckergehalt des Blutes die Entwickelung von Eiererregern keineswegs unterstützt, auch die keimtötende Kraft des Blutes mit Bezug auf diese Bakterien nicht herabsetzt. Andere Forscher wollen dagegen durch Tierversuche den Nachweis erbracht haben, daß das Blutserum, wenn der Einfluß der Bauchspeicheldrüse lahmgelegt wird, sich der Bazillen des Typhus nicht mehr erwehren kann. Es ist ferner vermutet worden, daß die Verminderung der alkalischen Beschaffenheit des Blutes, wie sie bei der Zuckerkrankheit eintritt, zu dieser Wehrlosigkeit Anlaß gibt, aber auch darüber sind die Akten noch nicht geschlossen. Die Tatsache, daß Diabetiker für allgemeine Erkrankungen des Blutes nicht mehr anfällig sind, als andere Leute, deutet darauf hin, daß die nachteilige Abänderung des Blutes immer örtlich eintritt. Die Blutuntersuchungen werden aber noch große Fortschritte machen und namentlich den Zustand der weißen Blutkörperchen in Betracht ziehen müssen, ehe diese wichtige Frage als gelöst gelten kann.

Lustige Ecke.

* Eine Fabel. „Ich möchte wohl in Deiner Haut stecken!" sagte das Schaf neidisch zum König der Tiere. „Dein Wunsch sei Dir gewährt!" entgegnete der Beneidenswerte und stoß seinen Neider auf. (Fliegende Blätter.)

*

* Prinzen-Unterricht. Hofmeister: „. . . Und wo wurde Kolumbus geboren?" — Durchlaucht (gähnt). — Hofmeister: „Ganz richtig, in Genua."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 15:
„Manufaktur".

Richtige Lösungen gingen ein 23. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 34. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Louis Reuter, Richard Franke, Artur Hartnuß, B. Schwerschtmann, Bernhard Scheibhauer, Ernst Beprich, Rosa Utescher, Ernst Hädicke, Kurt Linke, Frau Dr. E. Kleemann, W. Kunitz, Ernst Götze, Otto Hoffmann, Frau Hagemann;

von auswärts: Hilde Oertel, Merseburg, Frau Lotti Franke, Torgau, Robert Müller, Rehmsdorf, Reinh. Oertel, Merseburg, Frau Hanna Sachse, Lettin, Richard Rühlmann, Zörbig, Oskar Diettrich, Wernigerode, F. Jeschke, Usedom, M. Benker, Merseburg.

Die Prämie:
„Wer tats?", Roman von Konrad Telmann
entfiel auf **F. Jeschke**, Usedom.

Eine zweite Prämie:
„Halloria", Roman von Dr. A. Funke
entfiel auf **Oskar Diettrich**, Wernigerode.

Rätsel.

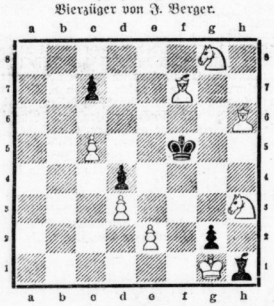
Mit **a** wirds gern gegessen,
Mit **i** wirds nie ermessen.

Prämie: „Oberon" von Ch. M. Wieland.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Bierzüger von J. Berger.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 14.
Bierzüger von J. Colya.

1. b4—b5 1. a7—a5
2. Le3—a1 2. a4—a3
3. Se5—d7 3. Beliebig.
4. Sd7—b6, Se4—c3 matt.

A) Auf 1. . . . beliebig folgt 2. Le3—b4, Kd5—d4 3. Se5—c4 usw., auf 2. . . . beliebig 3. Se4—c3(++) usw.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Knickbach. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche
Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 16 Halle a. S., den 21. April 1912

Der erste Schritt.

Skizze von **Karl v. Heugel.**

Im Musikzimmer war es merkwürdig still geworden.

Der Rentier Meurer stand bereits seit fünf Minuten mit hochrotem Kopf lauschend vor der Schwelle, ohne auch nur den leisesten Ton einer klingenden Note zu vernehmen.

Da riß er plötzlich die Tür mit jähem Ruck auf. Die beiden Leutchen am Flügel fuhren erschreckt auseinander, und der Klavierlehrer noch apart in die Tasten.

„Da haben wir's ja!" rief der Rentier empört. „Wie ich mir's gedacht! Netter Unterricht das — —!

Der Klavierlehrer trommelte mit beiden Fäusten auf dem Flügel herum.

„Herr, hören Sie auf mit dem Spektakel, hat jetzt keinen Zweck mehr — hätten Sie früher machen sollen! Und Du, ungeratenes Kind, weg von dem Platz da!"

Bei diesen Worten berührte der Rentier die Tochter unsanft an der Schulter.

Else erhob sich mit glühendem Köpfchen. Des Musiklehrers Hände sanken schlaff von den Tasten herab.

„Herr!" rief Papa Meurer, dessen Zorn in stetem Wachsen begriffen war, „Sie haben sich unterstanden, meine Tochter zu küssen!"

„Ja — ich glaube — stotterte der junge Mann. „Wie kommen Sie dazu?" kreischte der Rentier.

„Ja — ich — ich weiß es auch nicht!" Der unglückliche Musiker sah sich hilflos um.

Das junge Mädchen warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Edgar, Du weißt es nicht — —?" hauchte sie.

„Doch, doch, ich weiß es, Else!" rief nun der Künstler aufspringend und sich in völliger Verwirrung durch die Mähne fahrend.

„Das ist ja großartig, sie duzen sich gar schon!"

Die Stimme des Rentiers schnappte förmlich über vor Wut.

„Aber Papa", sagte die reizende Blondine, den Zürnenden mit ihren großen, blauen Augen mutvoll anblickend, „Papa, sei doch nicht so eklig, wir lieben uns nun doch einmal!"

Jetzt lief das Maß bei dem alten Herrn über. „Hinaus!" schrie er den Musiklehrer an. „Ich werde es Ihnen beibringen, anständigen jungen Mädchen die Köpfe zu verdrehen!"

„Er wird mich ja heiraten, Papa!"

Der Rentier lachte überlaut.

„Heiraten, dieser Hungerleider! Das ist gut!"

Nun erwachte aber auch in dem Künstler der Stolz.

„Nehmen Sie das Wort zurück, Herr Meurer!" rief er erregt. „Ich bin kein Hungerleider, ich habe eine Oper komponiert und besitze die Anwartschaft auf den Posten des städtischen Musikdirektors."

„Des Schornsteinfegers!" überschrie sich der Rentier. „Machen Sie sich aus meinen Augen und lassen Sie sich nie wieder blicken!"

„Papa!"

„Schweig' Du!"

Der Künstler drückte den Kalabreser auf die wallenden Locken.

„Ich gehe", sagte er emphatisch, „aber Sie werden mir Genugtuung geben, Herr Meurer. Sie werden den ersten Schritt zu mir tun müssen."

„Wenn das geschieht, kriegen Sie meine Tochter, Sie — so wahr ich lebe!" höhnte der Rentier.

Der Musiklehrer schlug krachend die Tür hinter sich ins Schloß.

Else sank schluchzend in einen Stuhl. Herr Meurer ging mit den Händen in den Hosentaschen auf und ab.

„Mit dem Windbund wären wir fertig", murmelte er erleichtert vor sich hin.

Da schnellte das Töchterchen aus seiner Ecke empor. Das niedliche Geschöpfchen war von Tränen überströmt, aber die Augen blickten trotzig und kampflustig.

„Fertig, so? Meinst Du, Papa? Nun, das werden wir ja sehen! Ich heirate Edgar und keinen anderen!"

Mit diesen Worten wirbelte sie hinaus.

„Krabbe!" klang es ihr nach mit zürnendem Ton, in den sich trotzdem ein gut Teil väterlicher Milde mischte.

— — — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag desselben Tages trafen sich die Liebenden im Walde.

Else hatte den Künstler durch ein Billett benachrichtigt. Edgar Großkopf saß bereits seit zehn Minuten auf der Bank an der Moosbacher Linde, die ihnen gewöhnlich als Rendezvousplatz diente, als endlich die Geliebte atemlos neben ihm niedersank.

„Else, da bist Du ja!"

„Nun wird noch alles gut!"

„Glaub' ich nicht", schüttelte der Komponist wehmütig die langen Locken.

Da enthüllte ihm der Blondkopf seinen listigen Plan.

„O Du, rief er, als sie geendet, „o Du, ja, das geht, das ist superbe — o Weiberlist — —!"

Plötzlich senkte er traurig den Kopf.

„Was ist Dir?" fragte sie.

„Du — wenn Du mit mir auch so — jesuitisch — verfährst —?"

Zwei weiche Arme schlangen sich um seinen Hals, zwei warme Lippen brannten auf den seinen.

Dann flatterte sie davon. Er sah ihr leichtes Kleid ferner und ferner. — —

Am anderen Morgen wartete Papa Meurer vergeblich auf das Erscheinen seiner Tochter am Kaffeetisch.

„Sie schmollt!" dachte er.

Zur Mittagstafel kam Else ebenfalls nicht.

Jetzt wurde der Rentier unruhig und erkundigte sich beim Dienstpersonal nach dem Verbleib seiner Tochter.

Da stellte es sich heraus, daß das Fräulein den ganzen Tag über noch von niemand gesehen worden sei. Sie war im ganzen Hause nicht zu finden.

Die Zofe berichtete, daß das gnädige Fräulein gestern, nach dem Abendbrot, noch einmal weggegangen und einen Handkoffer mitgenommen habe, den sie einer Freundin leihen und eigenhändig überbringen wollte.

„Sie ist geflohen!" rief der alte Herr bestürzt. In diesem Augenblick ward ein Brief gebracht.

Er war von Else.

Der Rentier erbrach ihn hastig und las: „Suche mich nicht, Papa. Ich bin gut aufgehoben und befinde mich dort, wo mich nichts als Liebe umgibt, und kein harter Vater den Frühlingstraum meines aufblühenden Glückes zu zerstören vermag."

Der Rentier war wie vom Donner gerührt. Plötzlich durchfuhr ihn ein gräßlicher Gedanke.

Er stülpte den Hut auf und rannte, so schnell ihn seine alten Beine tragen wollten, aus dem Hause.

Erst vor der Wohnung des Musiklehrers hielt er still.

Dieser öffnete ihm selbst.

„Herr!" schrie der Rentier noch auf dem Korridor, „geben Sie meine Tochter heraus, Sie haben sie hier!"

„Treten Sie doch näher, Herr Meurer", sagte der Musiker mit gelassener Höflichkeit.

„Wollen Sie mich foppen, Herr?" brüllte der Rentier und sauste, den Komponisten zur Seite drängend, in dessen Zimmer.

Da er aber Else nirgends fand, ließ er sich endlich, erschöpft und atemlos, auf einen Sessel fallen.

„Sie ist nicht hier," antwortete der Musiklehrer ruhig und setzte sich ebenfalls.

„Aber wo ist sie dann? Herr, treiben Sie mich nicht zum äußersten!"

„Nichts liegt mir ferner," sagte der Komponist mit verbindlichem Lächeln. „Im Gegenteil. Also erstens: Ihr Fräulein Tochter befindet sich hier am Orte in der Grimmaschen Straße,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120421026/fragment/page=0001

nämlich bei ihrer Frau Tante, der sie bereits vor Wochen einen längeren Besuch zugesagt hat. Und zweitens habe ich die Ehre, Sie hiermit in aller Form um die Hand von Fräulein Else zu bitten."

„Herr — sind Sie verr . . . —?"

„Durchaus nicht, Herr Meurer, ich baue nur darauf, daß Sie ein Mann von Wort sind. Sie sagten mir doch gestern: wenn Sie den ersten Schritt zu mir täten, bekäme ich Ihre Tochter. Nun — so viel ich sehe, sind Sie hier — —"

Der Rentier, vollständig niederdonnert, konnte längere Zeit kein Wort hervorbringen.

„Abgekartet!" murmelte er endlich zwischen den Zähnen.

Der Komponist lächelte heiter.

„Elschen!" entschlüpfte es ihm dann.

„Krabbe!" brummte der Papa.

„Na, und — der Musikdirektor, ist das sicher?" meinte er nach einer Weile.

„Totsicher!"

„Nun — so nehmt Euch, in des Teufels Namen!"

Der Komponist umarmte den alten Herrn stürmisch. „Nur eine Bedingung," keuchte dieser, sich den umschlingenden Armen entwindend, „vor der Hochzeit müssen Sie sich die Haare schneiden lassen."

Das Treffbuch.

Skizze von **Hedda v. Schmid**.

Der Frühlingswind jagte einen prasselnden Regenschauer über Berlin dahin, und Lore Dönnings zog ihre Freundin und Cousine, die aus der Altmark herübergekommen war, um Frühjahrseinkäufe in der Residenz zu machen, schnell unter die Vorhalle eines großen Warenhauses. Der Portier nahm den beiden Damen die triefenden Schirme und eine ganze Anzahl von Paketen ab, und dann führte Frau Lore den Besuch treppan in den Erfrischungsraum, wo man nach einigem Suchen ein Plätzchen zum Niedersitzen und Ausruhen von den Mühen vieler Besorgungsstunden fand. Frau Lores frischem Kindergesicht merkte man allerdings keine Ermüdung an. Sie war in ihrem Element, wenn sie so durch die Läden ging, sie wußte hier überall Bescheid in Preisen und den Modeneuheiten und war, wie ihr die Cousine, die ein bißchen ängstliche Frau Hauptmann Wächter, versicherte, eine „Perle" und „Stütze" auf diesen Besorgungsgängen.

Im Nebenraum wurde der Walzer aus der „Polnischen Wirtschaft" gespielt, und Frau Lore summte ganz leise mit: „Du hast ja keine Ahnung, wie schön es ist — Berlin. — Ach Tilbe", sagte sie dann, „wie leid tust Du mir, daß Du nun schon morgen wieder in Euer Nest zurückmußt, fern von Berlin, ein schreckliches Wort."

Die Frau Hauptmann lächelte leise und nachsichtig: „Es ist nicht so schlimm, wie Du Dir's vorstellst, Lore. Ich passe nicht zur Großstädterin, weißt Du, und Du glaubst nicht, wie froh ich bin, morgen meinen Mann und die Kinder wiederzusehen."

Ueber die sorglosen, heiteren Züge der blonden Frau Lore flog ein leichter Schatten: „Ja, Du hast Deine beiden Buben, Du Beneidenswerte", sagte sie und rührte gedankenvoll in ihrer Schokolade . . . „wenn ich ein Kind hätte, dann fehlte es mir auch gewiß an Zeit, so durch die Läden zu flanieren. Aber Du weißt doch, ich bin so viel allein. Erik ist den ganzen Tag beruflich beschäftigt, und seinem Verlangen, mich der Kunst zuzuwenden, kann ich nun einmal nicht nachkommen. Einen flotten Roman lese ich gern, aber Kunstaeschichte, brrrr . . . Und in den Museen werde ich immer so schnell hungrig."

Eine schlanke, distinguiert gekleidete Dame ging an dem Tischchen vorüber und grüßte lächelnd, Frau Lore erwiderte den Gruß mit einem etwas steifen Neigen ihres Kopfes.

„Ein interessantes, kluges Gesicht", bemerkte Frau Hauptmann Wächter. „Wer war die Dame?"

„Frau v. Leer — die Frau eines verstorbenen Stiftdienkameraden von meinem Mann", erwiderte Frau Lore kurz. „Wohlhabend, kinderlos. Schöngeist — einmal habe ich sie zum Tee bei uns gehabt, es war einfach unäßlich — sie und Erik sprachen von Dingen, von denen ich keine Ahnung hatte, und ich saß dabei und unterdrückte mit Mühe mein Gähnen. Nachher war Erik sehr ärgerlich über mich. Ich war ihm in Kunstfragen zu interessenlos. Es war unser erster ernstlicher Streit in unserer Ehe. Nun, wir versöhnten uns ja, aber ein kleiner Stachel ist doch in mir zurückgeblieben. Der regt sich dann immer, wenn ich Frau v. Leer begegne. Ich bin nun mal eine offene Natur, ich mache keinen Hehl daraus, daß ich die Frau nicht mag. Als sie uns neulich zu einem ihrer literarischen Abende einlud, war ich erdenklich froh, daß ich mit 39,8 Grad zu Bett lag und segnete in Stillen meine Grippe. Erik kam aber sehr angeregt nach Hause und sagte, solch einen reizenden Abend hätte er lange nicht erlebt und schwärmte mir von Frau v. Leers künstlerischen und gesellschaftlichen Talenten vor. Sogar Lachsmajonaise verstände diese Frau selber zu bereiten das spielte er noch als höchsten Trumpf aus, denn ich widersprach immerzu, um ihn zu ärgern. So sind die Männer, liebe Tilbe."

„Das wirtschaftliche Talent schätzt Dein Erik also doch am meisten bei Frau v. Leer", sagte Frau Wächter lächelnd, „und welch eine vortreffliche kleine Hausfrau Du bist, Lore, das weiß doch niemand besser zu würdigen, als Dein Gatte, das habe ich in den Tagen, die ich jetzt als Euer Gast bei Euch verleben durfte, wohl bemerkt. Also eifersüchtig brauchst Du nicht zu werden."

„Bin ich gar nicht, keine Spur, wo denkst Du bloß hin, Tilbe, siehst Du, es ärgert mich immer nur, daß Erik mich vielleicht anders haben möchte, als wie ich es ja sein vermag, aber zu den höheren Sphären, in denen Frau v. Leer wandelt, kann ich mich beim besten Willen nicht emporschwingen. Doch nun komm, wir wollen nach Hause, Erik versprach, heute ausnahmsweise früher zurückzukommen, weil es Dein letzter Abend bei uns ist, Tilbe."

Die beiden jungen Frauen brachen auf — Frau Lore noch immer mit der leichten Mißmutsfalte zwischen den Brauen, die durch die Begegnung mit Frau v. Leer bei ihr hervorgerufen war.

Im Begriff, das Warenhaus zu verlassen, sich mit Mühe durch das Menschengewoge hindurchwindend, machte Frau Lore plötzlich Halt: „Komm, Tilbe, ich muß Dir noch etwas zeigen, eine unserer großstädtischen Einrichtungen." Sie zog die andere zu einem Pult hin in einer Wandnische, auf dem ein aufgeschlagenes Buch lag neben Feder, Tinte und Bleistift. „Guck mal, Tilbe, das ist das „Treffbuch", eine ganz famose Einrichtung, ich blättre manchmal darin und will mich oft totlachen über alles, was hier hineingeschrieben wird. Man kann ja immer nur zwischen den Zeilen lesen, aber gerade das ist so riesig amüsant. Hier ein zornige Geschreibsel von solchen, die sich hatten treffen wollen und sich verfehlt oder verspätet hatten, dort allerhand humorvolle Stilproben — sogar Verse gibt es, sieh mal." — Plötzlich erstarb der jungen Frau das Wort auf den Lippen — sie starrte wie gebannt die letzte Seite des Buches an. Die etwas kurzsichtige Frau Hauptmann beugte sich über ihre Schulter, sie begriff das Interesse, das man an solch einem Treffbuch nehmen konnte, nicht. Was fremde Leute dort hineinschrieben, konnte einem doch höchst gleichgültig sein.

„Komm nur", mahnte sie, „ich muß ja noch packen und alle meine Ausgaben zusammenrechnen, und weißt Du, Lore, am Ende hätte ich für Fritzchen doch die größeren Strümpfe nehmen sollen, der Junge wächst so rasch, aber nicht wahr, wenn sie nicht passen, tauschte Du mir das halbe Dutzend um, Lore?"

„Ja, natürlich, gern", versicherte die kleine Frau Rechtsanwalt, aber ihre Stimme klang seltsam gepreßt und ihre Gedanken waren vollkommen abwesend. Der anderen fiel das weiter nicht auf, sie war mit den ihren schon halb zu Hause bei Mann und Kindern.

So entging es ihr auch, daß Lore bei sich daheim noch immer diese halb erschrockene, halb gespannte Miene hatte, die ihrem hübschen Gesicht sonst ganz fremd war. „Wo bloß Erik bleibt", wiederholte sie immer wieder, horchte auf jedes Geräusch, das im Flur laut wurde, und blickte so überaus oft nach der Uhr, die sie im Gürtel trug, daß es schließlich doch der Frau Hauptmann auffiel. „Aber was hast Du denn nur, Lore, was beunruhigt Dich so, ich dächte, Du wärst daran gewöhnt, daß Dein Mann spät nach Hause kommt, solch ein Rechtsanwalt und noch dazu ein so vielbeschäftigter, wie Dein Erik, kann sich doch nicht so auf Stunde und Minute für das Nachhausekommen festlegen."

„Ach, das ist's ja nicht", wehrte Lore ab, „ich glaube, die Frühlingsluft, dieses stete auf und ab von Regen und Sonnenschein macht mich ein bißchen nervös."

Da schrillte die elektrische Hausglocke, und der Hausherr erschien. „Endlich", sagte Frau Lore vorwurfsvoll, machte Miene, ihm wie sonst entgegenzulaufen, blieb aber dann ruhig sitzen. Er küßte ihr die Hand. „Verzeih, ich habe warten lassen, Tilbe entschuldigt mich wohl gnädigst, unaufschiebbare Geschäfte." Er beugte sich über Lore und küßte sie auf die Stirn. „Warum siehst Du mich so ungeduldig an, mein Herz?" fragte er alsdann scherzend, aber Lore entgegnete nichts, sondern verlieh rasch das Zimmer, um nach eine letzte Anweisung wegen des Abendtees zu geben. Im Eßzimmer blieb sie einen Moment lang vor dem hübsch gedeckten Tisch stehen, ihre ganze Häuslichkeit kam ihr heute so anheimelnd, so traut wie kaum jemals vor . . . Aber Erik genügte ja dieses trauliche Behagen nicht. Sie mußte Gewißheit haben auf jeden Fall — und wenn sie auch die halbe Nacht in ihr Kopfkissen weinen würde, keine Silbe käme über ihre Lippen. Abwarten, ihn sicher machen und dann, ja, dann, sie hatte ja von so vielen Frauen gehört, die sich scheiden ließen, sollte das nun auch ihr Los werden? Ach, da kamen ja schon die dummen Tränen! Frau Lore reckte ihre schlanke Figur kampfbereit empor: sich nur nichts merken lassen, nicht schwach werden, auch vor Tilbe nicht!

Am nächsten Morgen reiste die Frau Hauptmann ab. Ein langer, einsamer Tag lag vor Frau Lore. Ihr Gatte hatte telephoniert, er käme nicht zum Essen, „unaufschiebbare Geschäfte". Ein böses und doch weches Lächeln kräuselte Frau Lores Lippen. „Schön — Schluß", rief sie zurück und hängte das Hörrohr mit einem Ruck an den Apparat. Mit Mühe zwang sie sich, beim Mittag ein paar Bissen zu essen — des Mädchens wegen — dann machte sie eilig Straßentoilette. Es regnete wieder, an den Haltestellen der Elektrischen standen sich lauter ungeduldige Menschen, die mitwollten. Frau Lore hatte keine Eile, sie kam nach immer zeitig genug ins Warenhaus. Teilnahmslos glitten ihre Blicke über das Straßentreiben dahin. Wie einsam sie doch war inmitten ihrer geliebten Großstadt! Berlin, ihr teures Berlin, erschien ihr heute kalt, unfreundlich, ja — grausam . . . Jeder der Menschen, die an ihr vorüberhasteten, hatte mit sich selber zu schaffen; sie mußte ihre

Unruhe, ihr Leid, die sie seit gestern unablässig quälten, allein tragen. Wenn sie und Erik in der Provinz leben würden, wie Tilbe und der gute Hauptmann Wächter, so wäre das alles gewiß gar nicht passiert — in der Provinz nimmt man solche Dinge weit schwerer und ernster, jeder Flirt wird viel schärfer verurteilt, in der Provinz gibt es auch keine — Treffbücher. Plötzlich zuckte es in Frau Lores Blick auf, nein, sie täuschte sich, sie hatte sehr gute Augen, in dem roten Auto, das da langsam, denn der Verkehr stockte an der Ecke der belebten Straße, daherkam und nun vor dem Pfiff des Schutzmanns gehorsam Halt machte, saß Frau v. Leer neben einem Herrn. Die Flamme der Empörung lohte in Frau Lore auf, sie eilte so rasch über den Straßendamm, daß sie beinahe von einem Omnibus überfahren worden wäre, und kam atemlos in der Vorhalle des großen Warenhauses, in dem sie gestern mit Tilbe ihre Schokolade getrunken hatte, an. Wiederum nahm ihr der Portier den triefenden Schirm ab, und wiederum lief sie leichtfüßig treppan. Sie brauchte im Erfrischungsraum nicht lange zu suchen — dort in jener Ecke, anscheinend ganz harmlos in seine Tasse Kaffe und ein Zeitungsblatt vertieft, saß er! Frau Lore legte ohne weiteres ihre Hand auf seine Schulter. „Erik!"

Da fuhr er herum.

„Was, Du, Kind? Du hattest doch Kopfweh heute früh."

Sie nickte. „Hatte ich auch, und — und sie — " Frau Lore dämpfte ihre Stimme, „und Du, Ihr waret Schuld daran. Uebrigens wartest Du vergeblich, mein Lieber, Frau v. Leer fährt mit einem anderen Auto . . ."

„Wie sah der Herr aus?" rief Lores Gatte interessiert, den Anfang ihrer Worte, wie es schien, vollkommen ignorierend.

„Daß Du's nur weißt: Brünett — ein kleines Schnurrbärtchen, wie ein Leutnant in Zivil —"

„Also doch", rief Erik Dönnings sichtlich erfreut. „Aber setz Dich doch, Lore."

Frau Lore war sprachlos. Diese raffinierte Unbefangenheit war ja einfach unglaublich.

„Bitte, erkläre mir", sagte sie tonernst und mit zwingender Stimme und nahm ihm gegenüber Platz.

„Was ist da viel zu erklären, ich darf auch eigentlich noch nicht reden; Frau v. Leer ist verlobt, ihr Bräutigam mußte, um heiraten zu können, erst einen Prozeß gewinnen, es handelte sich um ein Majorat. Ich sprang mit meinem geschäftlichen Rat ein, die Sache entwickelte sich schneller als wir dachten, gestern wollten Frau v. Leer und ich uns hier treffen, um, doch das gehört nicht hierher —"

„Ich will's aber doch wissen", sagte Frau Lore spitz, „denn daß Du gestern vergeblich hier gewartet hast, das ist mir bekannt", und als sie seine verdutzte Miene sah, fügte sie rasch und triumphierend hinzu: „Wozu haben wir denn in der Großstadt das „Treffbuch", da stand gestern zu lesen: Erwarten Sie mich heute nicht mehr, bin verhindert, morgen, wenn nichts dazwischen kommt, bin ich um halb Fünf zur Stelle. Erfrischungsraum, möglichst in der Ecke rechts. — Ich kenne Frau v. Leers charakteristische Handschrift sehr gut, wozu brauchte sie Dir zu schreiben, Geschäftliches macht man mit Dir in Deinem Bureau ab, es konnte sich also nur um ein — "

„Sprich es nur ruhig aus, ein Stelldichein handeln, ach, Du kleine törichte Frau", er blickte sie zärtlich an, „das hat man nun davon, wenn man solch einem „kleinen Schäfchen" eine Ueberraschung machen will. Du sandest doch — das einzige Gute übrigens, das Du an der entzückenden Frau entdecken konntest — daß sie auf unserer Soiree ein wunderhübsches Kleid trug. Nun, ich wollte Dir zu Deinem Geburtstag im Mai einen wahren Frühlingstraum von einer Toilette schenken. Frau v. Leer versprach mir, mit ihrem Geschmack bei der Auswahl zu helfen. Daher unser Stelldichein, daß Dir das Treffbuch verraten hat. Nun sollst Du Dir zur Strafe das Kleid selber aussuchen, Du Unverbesserliche, Du wirst es brauchen, denn wir werden wohl bald Frau v. Leers Hochzeit feiern. Daß ihr Verlobter heute in Berlin ist, bedeutet den guten Ausgang des Prozesses. Da kommen sie ja beide, Frau v. Leer und ihr Herzliebster . . ."

Als echte Evastochter, die rasch aus einer Stimmung in die andere überzugehen vermag, flüsterte Frau Lore rasch ihrem Gatten zu: „Erik, daß Du nichts merken läßt von meiner Eifersucht! Und — und —" es ging ihr so schwer über die Zunge, „hast Du mich nun noch ein wenig lieb?"

„Darauf werde ich Dir zu Hause die Antwort geben", erwiderte er eben so leise und lachte sie an. Was tat es, daß sie die Kunst langweilig fand, so wie sie war in ihrer naiven köstlichen Frische, war sie ihm das Liebste auf der Welt.

Als man dann am Abend vergnügt beim Glase Sekt saß und Uebermut und Witz her- und hinüberflogen, wandte sich Frau Lores Gatte mit scheinbarem Ernst an den Verlobten der schönen Frau: „Eins aber, rate ich Ihnen aus Erfahrung, Verehrtester, nehmen Sie Ihrer Gattin einen heiligen Schwur ab, niemals in ein Treffbuch zu blicken. Sie ahnen nicht, wie heimtückisch diese Großstadteinrichtungen unter Umständen sein können."

Aus dem Leben der deutschen Frau in der Vorzeit.

Von **W. Roß**.

Das Bild von dem Leben und Treiben der vorgeschichtlichen Frau, soweit man es aus den zahlreichen prähistorischen Fundstücken konstruieren kann, kann nur vorwiegend die materielle Seite zum Ausdruck bringen, also Wohnung, Kleidung, Ernährung, Beschäftigung und Schmuck, weniger die ideelle Seite, da nach dieser Richtung hin die Funde nur einen beschränkten Rückschluß gestatten. Die ältesten Spuren des menschlichen Daseins in Europa führen zurück in das ältere Steinzeitalter, das Diluvium. Von einer Kultur in unserem Sinne konnte man damals nicht reden. Der Mensch kannte weder Metalle noch zahme Tiere oder Ackerbau. Dementsprechend war auch die Stellung der Frau, wie bei allen rohen Völkerschaften, eine recht untergeordnete. Das „Tier" des Diluvialmenschen war eine Höhle oder eine in Kies angelegte, mit Landholz zum Schutze gegen die Witterung bedeckte Grube. Die Hauptbeschäftigung des Mannes war die Jagd. Die erbeuteten Tiere wurden meist an Ort und Stelle, wo sie erlegt waren, in Stücke zerteilt, wobei das Weib sicherlich hilfreiche Hand leisten mußte. Da Küchengeschirre im Diluvium noch nicht existierte, so wird das meiste Fleisch roh verzehrt worden sein, wenn es auch nach den in der Gudenus-Höhle in Nieder-Oesterreich gemachten Funden — mehrere durchgebrannte Quarzgerölle — nicht von der Hand zu weisen ist, daß die Garmachung des Fleisches bereits erfolgte. Und zwar bediente man sich hierzu folgender Methode, die man heute noch verschiedentlich bei niederen Völkerschichten beobachten kann: Man füllte in einen Trog aus einem im Innern verwitterten Baumstamm Wasser und Fleisch zusammen hinein und brachte dieses durch glühend gemachte Steine zum Sieden. Diese Arbeiten dürften von den Frauen in erster Linie besorgt worden sein. Daneben lag ihnen die Herstellung der zur Jagd und zum Abhäuten der Beute erforderlichen Gerätschaften ob, auch die Anfertigung der Kleidung, d. h. soweit es solche gab. Da galt es die Felle, die einzig als Kleidung gedient haben müssen — denn Spinnen und Flechten waren noch unbekannte Fertigkeiten — mittelst Feuersteinschaber abzukratzen, zu glätten und mit Fett geschmeidig zu machen, sie zu zerschneiden und durch Nähte aus Lederstreifen, Sehnen oder Därmen zu vereinigen. Nadeln, Pfriemen und Ahlen waren aus dem Schulterblatt des Rentiieres gefertigt, schon im Gebrauch.

Ein wesentlich anderes Bild gewinnt man von dem Leben und Treiben der deutschen Frau in der kulturgeschichtlich schon fortgeschrittenen Periode der jüngeren Steinzeit. An Stelle des rohen Jägervolkes trat ein friedliches und mehr seßhaftes Geschlecht, das vermutlich aus dem Südosten nach Mitteleuropa einwanderte und Haustiere sowie Kulturpflanzen mit sich brachte.

Der höheren Kultur entsprechend kannte man schon feste Niederlassungen. Die Anlage der Wohnstätten war je nach der Gegend verschieden: im Gebirge waren es Höhlen und Grotten, im Flachlande Hütten aus Flechtwerk oder Rohrhalmen und mit Lehm ausgestrichen, in wasserreichen Niederungen endlich Pfahlbauten, auf Rostpfählen, mitten in einem See oder Fluß errichtete, blockhausähnliche Anlagen. Auch eine Hauseinrichtung kannte man schon, wie aus Funden, besonders in den schweizerischen Pfahlbauten hervorgeht. Dementsprechend muß auch der Wirkungskreis der damaligen deutschen Hausfrau ein recht umfangreicher gewesen sein.

Die Anfertigung des Topfgeräts wird unzweifelhaft ihre Arbeit gewesen sein, wie es auch heute noch bei niedrig stehenden Völkern Sitte ist. Daß unsere deutsche Frau hierin eine bedeutende Handfertigkeit und künstlerischen Sinn entfaltet hat, beweisen am besten die gemachten Funde.

Auch die Kochkunst mag bereits einen höheren Grad der Vervollkommnung erreicht haben. Während der Mensch des Diluviums nur auf die Erzeugnisse seiner Jagd angewiesen war, brachte jetzt die Hausfrau neben Wildpret auch schon Schweine-, Rind- und Hammelbraten auf den Tisch, ferner Fische und Geflügel; den Nachtisch endlich bildeten Obst und Waldfrüchte, wie Heidelbeeren, Preißelbeeren usw. Das Brotbacken ging auf folgende Weise vor sich: auf einer glühend gemachten Steinplatte wurde der mit Leinsamen gewürzte Teig ausgebreitet und dann mit glühender Asche bestreut. So entstanden flache Brote, die auf der Unterseite eben, auf der Oberseite gewölbt und uneben aussahen.

Ferner fiel den Frauen die Bereitung des Bieres zu. Verwendet wurde hierzu Gerste, aber ohne Hopfen.

Eine weitere Beschäftigung unserer Urgroßmütter war das Spinnen und Weben, wovon die zahlreich aufgefundenen, aus Knochen hergestellten Geräte, die auf die Webetechnik Bezug haben, sowie eine ganze Anzahl wohlerhaltener Gewebestücke zeugen. Auch Häkelarbeiten waren nicht unbekannt; aus Knochen verfertigte Häkelnadeln sind vielfach gefunden worden, ebenso Nähnadeln aus gleichem Material, die besonders aus den Höhlen Oberfrankens an das Tageslicht befördert wurden, sie sind viel kleiner als die Häkelnadeln, rund, gut zugespitzt und teilweise mit einem Oehr versehen; einzelne Exemplare weisen sogar mehrere Oehre auf, zu welchem Zwecke ist unbekannt.

Neben der Besorgung des Haushaltes war wohl die Germanin in der Landwirtschaft und bei der Pflege des Viehstandes tätig. Daß eine Reinigung des Getreides schon üblich war, beweisen die aufgefundenen Sprenhaufen. Das gereinigte Getreide wurde dann mittelst Handmühlen, zwei aufeinandergelegte glatte Feldsteine, die durch die Hand in rotierende Bewegung gesetzt wurden, zermetscht. Je nach der aufgewandten Mühe ergab dies bald gröberes, bald feineres Mehl.

Bezüglich der ethischen Eigenschaften des Weibes ist man in diesem Punkte nur auf Vermutungen angewiesen. Entsprechend dem ziemlich hohen Kulturstand dieses Zeitalters, darf man wohl annehmen, daß

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120421026/fragment/page=0002